

Wie alles anfang

Kurz vor dem Ende der Vorlesung beschloss Felix Gesell, die zweite Lehrveranstaltung dieses Tages nicht mehr zu besuchen und zu den Eltern zu fahren. Er hatte genug für diese Woche. Zwar bewunderte, ja verehrte er den am Katheder Vortragenden durchaus – wenngleich auf eine moderate, der Zeit angepasste Weise, das heißt ohne jeglichen Überschwang; doch hatte ihn urplötzlich ein Gefühl der Unlust überfallen, dessen er sich kaum erwehren konnte. Auch näherte sich das Semester seinem Ende. Wie durch einen Schleier sah er Professor Wolfram Thalbach vor sich; seine kompakten, bisweilen überlangen Sätze über die Jahre genetischer Forschung, welche die Entwicklung seit der Entdeckung der Doppelhelix durch Watson und Crick darstellten, nahm er auf, als würden sie aus der Ferne zu ihm dringen. Im Übrigen hatte er das alles schon gelesen. Diese Woche, die dennoch anstrengender gewesen war als üblich, hatte ihn erschöpft. Irgendwann in absehbarer Zeit sollte er sich zur Zwischenprüfung anmelden. Doch dafür fühlte er sich wissenschaftlich noch nicht reif genug.

Er rannte förmlich aus dem Hörsaal, sah nicht nach links und nicht nach rechts. Fast hätte er das nicht mehr ganz junge, aber nicht unhübsche Fräulein Gschwendtner umgerannt, das im Fachschafts-Sekretariat der Universität arbeitete und in diesem Augenblick, einen Stapel uner-

ledigter Post in den Händen haltend, auf dem Weg in ihr Büro um die Ecke bog.

„Nicht so stürmisch, junger Mann“, hörte er sie sagen, während er schon dem Ausgang des Prachtbaus aus der Gründerzeit in der Mertonstraße entgegenstrebte. Melanie Gschwendtner, 35 Jahre alt, war, wie man hörte, Amouren mit jüngeren Männern nicht abgeneigt.

Es regnete. Die große Stadt Frankfurt schien in einer grauen Wand von Nässe zu ertrinken. Er fuhr ins Studentenwohnheim und packte seine Siebensachen zusammen. Für das Wochenende brauchte er nicht viel. So dauerte es kaum eine Viertelstunde, bis er alles beisammen hatte, was er mitnehmen wollte. Vor allem durfte er den hochglanzbewehrten, ebenso üppig ausgestatteten wie teuren Bildband über Pompeji nicht vergessen, den mitzubringen er Franziska versprochen hatte. In den Semesterferien wollten sie endlich einmal Italien erkunden, ein Land, das sie beide liebten, ohne jemals dort gewesen zu sein. Franziskas und seine Eltern hatten ihnen jedoch so sehr von Italien vorgeschwärmt, dass sie vor Kurzem den Entschluss gefasst hatten, dorthin zu fahren. Mailand, Florenz, überhaupt die Toskana, Rom, Neapel, Capri und zurück über Venedig, die traumverlorene, von Geschichte belagerte und dem Tod geweihte Schöne in der Lagune – so etwa hatten sie sich die Tour vorgestellt. *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?* Er verstaute den Band in seiner ziemlich abgewetzten Tasche, deren Stoff schon viele Länder gesehen hatte.

Die Regionalbahn nach Süden wartete im Hauptbahnhof auf Gleis zehn schon auf ungeduldige Wochenendfahrer. Die Bahnhofshalle war voll mit Menschen, die der Hast des Feierabendverkehrs Tribut zollten. Der Zug war jedoch halb leer, sodass er bequem einen guten Platz fand. Wenn es möglich war, suchte er sich immer einen Sitz in Fahrtrichtung; aus ihm unbekanntem Gründen war ihm das lieber, als in der Gegenrichtung zu sitzen. Wahrscheinlich hatte das mit Psychologie zu tun, und daher dem Gehirn.

Er kam vom Stoff der Vorlesung nicht los. Noch bevor die Bahn losfuhr, holte er den „Kandel“ aus seiner Tasche, jenes brisante Buch über die Geschichte der Hirnforschung, über die verhältnismäßig neue Wissenschaft der Neurobiologie, das ihn seit ein paar Tagen fesselte. Nicht nur die wissenschaftlichen Fakten in diesem Buch faszinierten ihn auf ihre besondere Weise, sondern auch die umfassende Bildung des Autors. Dieser Naturwissenschaftler, naturalisierter Amerikaner, der Herkunft nach jedoch jüdischer Alteuropäer aus Alt-Österreich, konnte über die Entstehung der philosophischen, künstlerischen, musikalischen Moderne ebenso kundig schreiben wie über den Beginn der Revolutionen in der Naturwissenschaft selbst am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Dazu gehörte auch die Entstehung der Neurobiologie, die untrennbar verknüpft war mit den psychologischen Forschungen und Theorien Sigmund Freuds, Alfred Adlers und Carl-Gustav Jungs, den alle immer nur „C.G.“ nannten. Bewusstsein, Unbewusstes, kollektives Unbewusstes –

der *Geist* –, das waren noch immer die großen Rätsel der Wissenschaft. Waren Geist und Seele, die der Sprachgebrauch, alten Mustern folgend, fast gleichsetzte, in jedem Fall dasselbe?

Nach zwanzig Minuten sah er aus dem Fenster. Linker Hand huschten die sanften Linien der nördlichen Odenwaldhügel silberblau an ihm vorbei. Normalerweise nahm er diese Silhouette kaum wahr, zu vertraut war sie ihm. Doch heute war es anders: Seit langer Zeit kam ihm wieder einmal der Gedanke, er fahre nach Hause. Niemals in seinem dreiundzwanzigjährigen Leben hatte er in sich Neigungen zum Aufbegehren verspürt, doch sein Geburtsort Michelstadt, eingebettet in diese eher milde Mittelgebirgslandschaft, war ihm schon als Oberschüler zu eng erschienen. Selbst einem durchaus Angepassten wie ihm ging der Lebensgang dort mit seinen programmierten Mustern auf die Nerven, sodass das Abitur für ihn eine doppelt wichtige Bedeutung erhalten hatte: einmal als Eintrittskarte zum höheren gesellschaftlichen Dasein, insbesondere jedoch als Möglichkeit, durch ein Studium und die damit verbundene Wahl eines Studienortes den engen und beengenden – so empfand er sie – Verhältnissen in Michelstadt zu entkommen.

Zu einem Schrecken war für ihn ein Satz seiner Mutter geworden, den er im Gedächtnis behalten hatte, als sei er erst gestern gefallen, und der in jenem Jahr wie ein Fallbeil auf ihn herniedergesaust war, ohne dass sie das geahnt hätte. Sie meinte es gut und dachte, gerade als Mutter, realistisch:

„Du kannst hier wohnen bleiben und jeden Tag mit der Bahn fahren. Andere tun das auch. Und außerdem ist es billiger.“

Glücklicherweise war es ihm damals gelungen, die Eltern umzustimmen. Ohne seine wahre Absicht deutlich zu machen, das heißt seine Aversionen gegen die geistige Enge kundzutun, hatte er, taktisch argumentierend, eine weit entfernt liegende Universitätsstadt als Studienort ins Spiel gebracht und noch dazu eifern für sie geworben – aus fachlich notwendigen Gründen, wie er betonte – und damit erreicht, dass er wenigstens nach Frankfurt umziehen durfte.

„Eine Wohnung können wir dir allerdings nicht bezahlen. Das ist viel zu teuer.“

Das Studentenheim hingegen war finanziell machbar gewesen.

Die Regionalbahn hatte ungefähr die Hälfte der Strecke hinter sich. In Groß-Umstadt stieg eine junge Frau in den Zug. Sie war der einzige neue Fahrgast. Er hatte sie, über den Rand des Buches hinausschielend, nur aus Zufall wahrgenommen, weil sie sich ihm gegenüber setzte. Auf den ersten Blick war zu sehen, dass sie Ausländerin war oder zumindest ausländische Wurzeln hatte. Dunkle Haare und dunkle, leicht mandelförmige Augen, der Teint fast olivenfarbig. Er tippte auf Spanien, Italien oder Griechenland, vielleicht auch die Türkei. Dass sie Portugiesin war, schien unwahrscheinlich zu sein. In Frankfurt wimmelte es von solchen Frauen und Mädchen, doch auf dem flachen Lande, so auch in Groß-Umstadt, waren sie doch

seltener. Als der Zug wieder anfuhr, ertappte er sich dabei, dass er ihr in die Augen sah, flüchtig, eher schamhaft, und augenblicklich von dem Gedanken begleitet, dass dies, erstens, nicht seine Art sei, und, zweitens, sofort missverstanden werden könnte. Er wurde rot und fühlte Wärme in sich aufsteigen.

Auch die junge Frau reagierte verlegen, blickte jedoch „zurück“. Es war ein völlig natürliches, nur den Bruchteil einer Sekunde dauerndes, doch umso verlockenderes Augenspiel, dem noch nichts Hintergründiges innewohnte.

Gleichwohl richtete er seine Augen wieder auf seine Lektüre. Nach wenigen Minuten musste er sich allerdings eingestehen, dass es mit seiner Konzentration auf den „Kandel“ nicht mehr zum Besten stand. Während die Frau die Landschaft betrachtete, wahrscheinlich ohne etwas bewusst wahrzunehmen, ertappte er sich dabei, wie er sie durch seine ungewöhnlich langen Wimpern musterte. So fiel es weniger auf. Dann klappte er den „Kandel“ zu und legte ihn auf den Sitz neben sich, wobei seine innere Stimme ihm noch zuflüsterte, er dürfe den Band nachher keinesfalls im Zug vergessen.

„Demnächst fahre ich nach Italien, Sie kommen doch ursprünglich von dort?“ sprach er sie an. „Oder sind Sie Spanierin?“

Sofort überfiel ihn der Gedanke, wie abgeschmackt das nun wieder war. Ihn fragte ja auch niemand, ob er in Michelstadt oder wo auch immer geboren worden sei.

Andererseits – wie sollte man denn auch ein Gespräch beginnen, ohne dass es abgeschmackt wirkte? War das

Wetter wirklich ein besserer Anknüpfungspunkt? Oder der Urlaub? Doch warum sprach er sie überhaupt an?

Die junge Frau wandte den Kopf nach der anderen Seite und schaute in den Waggon. Es war die schiere Verlegenheit, keine Suche nach Schutz oder Hilfe.

„Entschuldigung“, sagte er. „Ich heiße Felix. Felix Gessel.“

„Ist schon gut“, antwortete die junge Frau. „Ich komme aber nicht aus Italien, sondern aus der Türkei. Mein Name ist Semra.“